



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

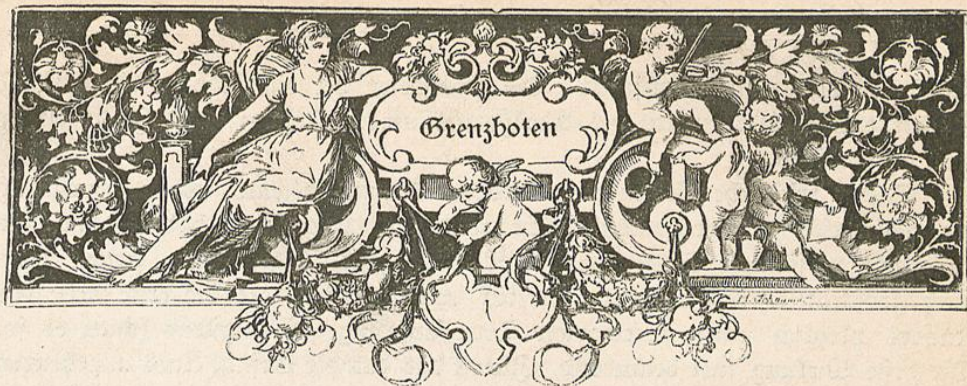
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schroeder, Otto: Randbemerkungen zur Dezemberkonferenz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Randbemerkungen zur Dezemberkonferenz

M
 im 18. März vorigen Jahres sprach der preussische Kultusminister zum erstenmale von dem Gedanken, die größten Gegner in der Schulfrage zu einer Konferenz einzuladen. Vielleicht, daß es gelinge, im lebendigen Kampfe der Worte gewisse einheitliche Linien zu finden, die auf litterarischem Wege nicht zu finden seien. Erläuternd fügte er am 20. März hinzu, er gedenke typische Vertreter der einzelnen Richtungen zu vereinigen, nicht damit sie einander tot machten oder die Verwirrung mehrten, und man schließlich sage: Am besten ist's, es bleibt beim Alten, sondern damit sie sich in einer parlamentarisch geleiteten Kommission zu einander aussprechen, statt in großen Volksversammlungen. Zeit, Mitgliederliste und Fragebogen der Konferenz wurden erst im Laufe des November, kurz vor dem Eröffnungstage, bekannt. Inzwischen war, namentlich gegen Ende des Sommers, die litterarische Flut „vor der Entscheidung“ noch einmal zur Hochflut angeschwollen, „einer der namhaftesten Vorkämpfer der Reform“ hatte seine dritte Flugschrift fliegen lassen, zum Schutze des humanistischen Gymnasiums that sich eine neue Zeitschrift auf. Jetzt nahte die Entscheidung. In der That, die Listen der Namen und der Fragen hatten schon eine Entscheidung. Man sah hier bereits ein ziemlich festes Programm, über das die Regierung nur vor den letzten entscheidenden Schritten noch einmal die Gutachten ruhiger und erfahrener Männer zu hören wünschte. Überwiegend waren es technische Fragen, so überwogen denn auch die Schultechniker. Und die Lösung war: Maßvolle Reform des Gymnasiums, Beseitigung des Realgymnasiums, selbständiger Ausbau der lateinlosen Realschule, Verzicht auf einen sechsstufigen einheitlichen Unterbau. Und wenn der Form nach der Fragebogen manches hiervon noch offen ließ, so gab die Zusammensetzung der

Grenzboten I 1891

Konferenz doch volle Gewißheit. Die Propheten der einheitlichen Mittelschule fehlten ganz, die Kämpen des Realgymnasiums fast ganz, das Feld gehörte dem Gymnasium.

Dieser friedliche Verein disputirender Gymnasialleute würde vermutlich die allgemeine Aufmerksamkeit nicht sonderlich beschäftigt haben ohne das energische persönliche Eingreifen des Kaisers. Die Tagesblätter hatten denn auch größtenteils ihre Erwartungen tief herabgestimmt, als die erste Rede des Kaisers plötzlich ganz unerwartete Töne anschlug. Wenigstens schien es so. Die erste Wirkung war betäubend. Zuerst das dumpfe Gefühl eines ungeheuern Schlages gegen den ganzen bisherigen Betrieb. Man hörte zunächst nur heraus: Das kann so nicht länger fortgehen! und: Die Gymnasien haben ihre Schuldigkeit nicht gethan! und: Ich weiß, wie es da zugeht! und: Im Lehrpersonal giebt es viel unerzogene Leute!

Dahleich alle diese Dinge sich im lebendigen Zusammenhang der Rede doch etwas anders ausnahmen, übrigens der Kaiser ausdrücklich bemerkt hatte, daß sein Tadel sich jedenfalls auf keinen Menschen persönlich, sondern auf das System beziehe, so herrschte doch über den letzten der genannten Punkte allgemeine Bestürzung, nicht bloß in den Kreisen der unmittelbar betroffenen. Das Ansehen eines ganzen Standes schien schwer bedroht, und eines Standes, dem doch auch recht viel Männer angehören, die an Höhe des geistigen Lebens und an sittlicher Kraft hinter den Besten keines Standes zurückstehen. Einen Stand von Männern, die berufen sind, das heranwachsende Geschlecht zur Heranführung einer neuen Kultur geschickt zu machen, einen solchen Stand nicht zu den allerersten zu rechnen, liegt in einem Lande, das der Welt den Faust geschenkt hat, kein Grund vor. Indes alles hat seine Zeit, und der Stand der Gymnasiallehrer ist noch jung. Kein Wunder, daß er auch doppelt empfindlich ist. Mit desto freudigerem Danke werden die Gymnasiallehrer und ihre Freunde den Ausdruck des Vertrauens und der Wertschätzung vernommen haben, der aus der allerhöchsten Kabinettsordre vom 17. Dezember sprach — wofern es dessen zur Beruhigung der Gemüter noch bedurfte. Denn wenn ich einmal von meinen eignen Empfindungen reden darf: was mich in den schmerzlichen Tagen der Scham und der Niedergeschlagenheit wieder aufrichtete, war zweierlei. Erstens die herzliche, begeisterte Teilnahme, die unser Kaiser den großen Aufgaben des Lehrerberufs zuwendet. Und dann die Anhänglichkeit des hohen Herrn an seinen eignen Lehrer und Erzieher. Durch das erste fühlte ich mich und meine Kollegen sozusagen zu Waffengefährten des Kaisers erhoben. In dem zweiten glaubte ich einen echten Hohenzollernzug zu erkennen, der geeignet ist, alle Mißdeutungen zu zerstreuen.

Genug des Persönlichen! Welches ist nun die Schulpolitik des Kaisers? Zuerst tritt uns entgegen die ungemein ernste Fürsorge für Gesundheit und körperliche Ausbildung der deutschen Jugend, ein Thema, das uns allen sehr

am Herzen liegt, doppelt wichtig in einer Zeit, die auch an die körperliche Leistungsfähigkeit der Nation größere Anforderungen stellt, als irgend eine frühere.

Weiter gehen die Meinungen aus einander in den Fragen des wissenschaftlichen Unterrichts. Wenn man hier den gewöhnlichen Zeitungsleser hört, so ist der Wille des Kaisers: Abschaffung des Unterrichts in den alten Sprachen! Man weiß den Kaiser abhold allen in unwiederbringlicher Vergangenheit liegenden, also abgelebten Idealen. Mögen wir auch zur Ausgestaltung unsers Ideals einzelne Züge aus längstvergangnen, dichterisch verklärten Zeiten borgen, die Seele des Ideals ist immer das nie dagewesene; das echte Ideal, das nicht bloß die träumende Phantasie, das auch den Willen angeht, liegt immer in der Zukunft. Als entschlossenen Anbahner einer bessern Zukunft, nicht als müßigen Romantiker kannte man den Kaiser; das genügte der landläufigen Logik, den hohen Herrn als fanatischen Gegner des humanistischen Gymnasiums zu gunsten andrer Schulformen auszuspielen. Man weiß jetzt, daß der Kaiser sich das verboten hat, aber man begreift es nicht. Die Bedürfnisse des Lebens betonen und dennoch in erster Linie klassische Gymnasien fordern mit klassischer Bildung, das, in der Zeit der Verhöhnung des allgemein Menschlichen und der Vergötterung der modernen Technik, erschien so kühn, daß man allerlei Drehungen und Deutungen brauchte, um es sich zurecht zu legen. Es ist nur der erste Schritt, so hieß es; es geht eben nicht alles mit einem male. Was ist denn, so fragte man (zum Beispiel in der Boffischen Zeitung vom 17. Dezember), was ist denn das Hauptargument der Gymnasialphilologen? Die formale Bildung, die Gymnastik des Geistes. Aber man war etwas zu spät aufgestanden. Die formale Bildung war das Mäntelchen, mit dem wir eine Zeit lang auch einen geisttötenden Betrieb der toten Sprachen dürrtig drapirten. Übrigens hatten längst, und mit Recht, Mathematiker und Lehrer neuerer Sprachen dies Argument auch für ihre Übungen angesprochen. Es wirkt noch nach in den Köpfen der Gleichberechtigten, soweit sie den Satz verfechten von der völligen Gleichwertigkeit humanistischer und realistischer Bildung. Diesen Nachzüglern ist es völlig neu, daß einer die Lehre von der Gymnastik des Geistes verschmähen und doch ein Freund des Gymnasiums und der Erziehung der Deutschen durch Griechen und Römer sein kann.

Aber wir sollen, hält man uns aus des Kaisers Rede entgegen, junge Deutsche erziehen, nicht junge Griechen und Römer! Das Deutsche soll zur Basis gemacht werden. Ist es denn das nicht jetzt auch? Ich antworte: Mehr, als es scheint. Wenigstens giebt es einen lateinischen Unterricht, der ebenso gut deutscher Unterricht heißen könnte; und einem deutschen Gymnasiallehrer, der seinen Schiller und seinen Goethe kennt, möchte es schwer fallen, griechische Lektüre so zu treiben, daß sie nicht überall in die deutsche Litteratur mündet. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß die klassischen Philologen als

die beati possidentes sich manchen Sport gestattet haben auf Kosten der Minderbesitzenden. Und wenn einmal einer aus ihrer Mitte den Mut hatte, das Ding beim rechten Namen zu nennen, so durfte es seine wahre Meinung nicht sein, sondern nur ein schwächliches Zugeständnis an die Gegner. Doch davon vielleicht ein andermal. Für heute begnüge ich mich mit dem Ausdruck der Genugthuung darüber, daß der Kaiser sich in jenem Satze zwar das Argument der Feinde des Gymnasiums, aber nicht ihre Schlussfolgerungen angeeignet hat; der Kaiser hält also deutsche Bildung mit klassischem Unterrichte doch nicht für unvereinbar.

Der Hauptvorwurf, den der Kaiser den Gymnasien macht, betrifft den Kampf gegen die Sozialdemokratie. Der Kaiser ist überzeugt, daß er bei einer andern Erziehung der deutschen Gymnasialjugend der Bewegung schneller Herr werden würde. Hier ist denn auch wohl die Hauptquelle zu suchen seiner drängenden, stürmenden und, wie wir zuversichtlich hoffen, dereinst auch siegreichen Thatkraft, insbesondre seines so lebhaften und so ernsthaften Interesses für die Vorbildung der deutschen Jugend.

Ich glaube den Sinn der kaiserlichen Ansprachen zu treffen, wenn ich sie kurz bezeichne als einen Aufruf an die Gymnasien, über den Rahmen bloßer Gelehrtenschulen hinauszugehen. Deutschland hat seit einem Menschenalter aufgehört, nichts weiter zu sein, als das Land der Dichter und Denker. Aber dennoch ist jene Forderung ziemlich neu. Es ist schon viel, wenn unsre Gelehrten sich über den Fakultätsstandpunkt erheben. Und daß dies jüngst in den Erklärungen so vieler Universitäten geschehen ist, gereicht dem freien und weiten Blick des viel gescholtenen deutschen Universitätsprofessors zu hoher Ehre. Der Meister der Wissenschaft weiß, wie sehr bei jedem ernsthaften Thun der ganze Mensch beteiligt ist, wie unendlich sein „Fach,“ ja das Gedeihen auch der kleinsten Nervenfasern seines Spezialfachs abhängig ist von dem Gedeihen des ganzen geistigen Lebens. Und er selber hat mit seiner Wissenschaft zugleich alles menschlich hohe. Aber die unzähligen Kleinern Kalibers? Für sie wird, was ihm Lebensodem und Quelle der höchsten Kraftentwicklung ist, leicht zur Quelle des Hochmuts und zum Deckmantel der Trägheit und der Lieblosigkeit. Und Hochmut und Lieblosigkeit der Obern sind eine schlimme Gefahr für den Bestand des Reiches, nicht minder verhängnisvoll, als Ruchlosigkeit und Gier der Untern. Hier hat der Kaiser in der That einen wunden Punkt unsrer gesamten höhern Bildung berührt.

Bei Erörterung der kaiserlichen Ansprachen ist die Richtigkeit der Bemerkung oft bestritten worden, daß die Jugend vor 1870 patriotischer gewesen sei, als jetzt. Ich selber habe anfangs zu den Zweiflern gehört, obgleich ich die Ehre habe, vor 1870 jung gewesen zu sein. Ich dachte an die mancherlei Kundgebungen des Deutschtums, den Antisemitismus, die Sprachreinigung, die Romane aus der Völkerwanderung, die Spielmannslieder und die Bugen-

scheiben; Kundgebungen, bei denen viel Häßliches mit unterlief, aber doch überall, so meinte ich, auch gesunde Regungen mitwirkten. Der Kaiser wird tiefer blicken, er wird Spiel und heiligen Ernst schärfer sondern; er wird die agitatorische, die satzungsmäßige, die stilisirte und manierirte Begeisterung des Kopfes oder der niedern Instinkte zu scheiden wissen von der naturwüchsigem, stilleren, aber dafür auch zeugungskräftigeren und nachhaltigeren des Herzens, des ganzen Menschen. Wie dem auch sei, der Kaiser vermißt in der Generation, die mit ihm jung war, also von etwa dreißig Jahren, das Material, mit dem er im Staate zur Überwindung der Sozialdemokratie arbeiten könnte. Nebenbei: die Gymnasiallehrer im Alter von dreißig Jahren wird der Vorwurf kaum treffen. Sie sind jetzt größtenteils noch unbesoldete oder fast unbesoldete, unftet und flüchtig von einem Gymnasium zum andern umgetriebene Hilfslehrer. Wären sie Soldaten geworden, so stünden sie vielleicht vorm Hauptmann. Daß im Fall eines Krieges gegen den äußern oder gegen einen innern Feind die deutsche Jugend vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre ihre Pflicht thun würde, daran ist doch wohl keinen Augenblick zu zweifeln. Aber es handelt sich um mehr: die deutsche Jugend soll fähig gemacht werden, zu begreifen, was auf dem Spiele steht, und willig, die Gefahr mit allen Kräften bannen zu helfen. Freilich: „Daran kann im Ernst niemand denken, daß die Lehren der Sozialdemokratie in der Schule im einzelnen erörtert und etwa durch autoritäre Äußerungen oder in freier Diskussion widerlegt werden sollen.“ Aber: „Zu einem klaren Verständnis vom Wesen des Staates, von dem Werden und den Fortschritten unsers Staates“ durchdringen soll die Jugend. Das läßt sich bis zu einem gewissen Grade erreichen. Erstens durch eine schlichte Heimatskunde, wie sie Münch in seinen trefflichen Aufsätzen beschrieben hat (Über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst. Berlin, 1888). Zweitens, wie es schon jetzt nicht ganz selten geschieht, durch anschauliche, ans Herz greifende Bilder aus der Geschichte, von der Seisachtheia bis zur Bauernbefreiung. Drittens dadurch, daß man nicht abläßt von der Forderung gewissenhafter, bis an die Grenze des Vermögens getriebener Anstrengung; denn der Staat braucht Männer, die nicht bloß bereit sind, für ihn zu sterben, sondern, was mehr ist, bis zur Erschöpfung der Kraft für ihn zu leben. Viertens dadurch, daß wir die Primaner nicht durch Zwang zur Heuchelei, sondern durch Freiheit zur Wahrhaftigkeit erziehen. Im übrigen ist deutsche Treue ja kein eigner Lehrgegenstand: Liebe zu Kaiser und Reich, anhänglicher und brüderlicher Sinn, Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Arbeit, Vertrauen zu der Gutartigkeit der menschlichen Natur, hier der Machthaber, dort der in abhängigerer Stellung dienenden, Einigkeit in dem Gefühl, daß alle nur dienen, die Machthaber am schwersten, im strengeren, verantwortlicheren Dienst — dies alles liegt bei einem gesunden Familien- und Volksleben überall in der Luft, es transpirirt bei jedem Unterricht eines

ernsten und frischen Lehrers und wird selbst bei unserm Heere mehr erlebt, als in Instruktionsstunden gelernt.

Die Nation wird es dereinst dem jungen Kaiser danken, daß er so kräftig auf das Ziel hingewiesen hat. Und die Gymnasiallehrer ehrt es, daß er sich gerade an sie gewandt hat, damit sie an ihrem Teil ihm helfen, das Volk durch die unzweifelhaft schwere Krisis hindurchzuführen. Nach der Schlußansprache und dem fröhlichen *Sie volo, sie iubeo* zu schließen, hält auch der Kaiser, wenn er nur Einverständnis über das Hauptziel und wenn er guten Willen sieht, mit seinem Danke nicht zurück. Sa es hat wohl noch keinen Feuergeist gegeben, der beim Abschluß seines Lebenswerkes nicht auch für den Widerstand der stumpfen Welt dankbar gewesen wäre.

Über die Verhandlungen selber, von denen wir bis jetzt nur aus den dürftigen Notizen des Reichsanzeigers wissen, wird sich verständig erst urteilen lassen, wenn die stenographischen Berichte vorliegen.

Berlin

Otto Schroeder



Georg Theodor Coch



er erste Teil eines groß angelegten Werkes von Paul Dehn: „Österreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht“ (München, G. Franzscher Verlag), eines Werkes, das noch besonders betrachtet zu werden verdient, ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, dessen Name außerhalb Österreichs wenig bekannt ist, des vor ungefähr Jahresfrist in Konstantinopel aus dem Leben geschiednen Begründers der österreichischen Postsparkasse, Dr. Georg Theodor Coch. Wir können nicht beurteilen, ob dieser Mann den begeisterten Nachruf in jener Widmung in vollem Umfange verdient hat, noch ob die gegen seine Widersacher erhobenen Anklagen vor einer völlig unparteiischen Beurteilung aufrechterhalten werden können. Es ist die Feder eines persönlichen Freundes und Verehrers, die die Leistungen und Schicksale des plötzlich aus seinem Wirkungskreise verdrängten, und, wie der Verfasser sagt, an gebrochenem Herzen gestorbenen Beamten schildert, und man nimmt daher diese Schilderung mit einiger Zurückhaltung auf. Aber aus dem beigebrachten altentmässigen Material geht wenigstens zweierlei bestimmt hervor: erstens, daß der österreichische Staat dem Verstorbenen eine segensreiche, allseits als Muster angesehene Einrichtung verdankt, und zweitens, daß er an deren weiterem Ausbau verhindert wurde, weil